

Das Fluchthilfe-Netzwerk um Luise Meier und Josef Höfler AB 3b - Die Erinnerungen des jüdischen Lehrers Jizchak Schwersenz



Jizchak Schwersenz war ein jüdischer Lehrer. Seine Eltern wurden von den Nazis in ein KZ gebracht. Dort wurden sie ermordet. Er ging in den Untergrund. Er lebte unter falschem Namen und ohne Wohnung in Berlin. Im Untergrund half er jüdischen Jugendlichen, die auch untergetaucht waren. In seiner Autobiografie erzählt er vom Leben im Untergrund. 1944 floh Schwersenz aus Deutschland mit Hilfe von Luise Meier und Josef Höfler. Nach dem Krieg ging er nach Israel und arbeitete wieder als Lehrer.

Links: Jizchak Schwersenz beobachtet 1936 eine SS-Parade. © Wichern-Verlag.

Unten links: Nach der Flucht in Genf (rechts im Bild). Unten rechts: Schwersenz als Lehrer 1939). © Wichern-Verlag



Treffen mit Luise Meier

- 1 Eine Bekannte „machte mich im Oktober 1943 mit (Luise) Meyer bekannt, von der man erfahren hatte, dass sie bei der Rettung von Juden in die Schweiz half. Als ich die vornehme Grunewald-Villa aufsuchte, öffnete mir eine kleine, lebenswürdige Dame in schwarzer Kleidung. Sie war schon über mich informiert und teilte mir nun mit, auf welche Weise sie mir helfen könnte.
- 5 Nahe der Schweizer Grenze, in Singen am Hohentwiel (Baden), hatte sie Verbindung mit einigen Bauern¹ aufgenommen, die sie noch aus der Friedenszeit von ihren Reisen kannte, und hatte mit ihnen vereinbart, von Fall zu Fall jüdische Flüchtlinge zu schicken, die dann von den Bauern zur Grenze geleitet werden sollten. Sie zeigten den Flüchtlingen dort einen sicheren Übergang und bereiteten den Fluchtweg bis in die Schweiz vor.
- 10 Frau Meyer kündigte den Bauern die Ankunft eines neuen Flüchtlings durch ein besonders verschlüsseltes Telegramm an. Damals, als ich mit ihr sprach, hatte sie auf diese Weise schon etwa dreißig Menschen gerettet (...). Auf meine Frage nach den Kosten für die Rettungsaktion lehnte Frau Meyer ab: „Ich hatte zwei prachtvolle Söhne, die als Offiziere an der deutschen Ostfront eingesetzt waren. Beide sind gefallen. Neben der Trauer quält mich aber auch der Gedanke, dass
- 15 sie, wenn mit Sicherheit auch gegen ihren Willen, durch die Umstände der Zeit vielleicht ebenfalls an Judenmorden beteiligt gewesen sein könnten. Ich möchte daher durch einen bescheidenen Beitrag etwas für die Rettung von Juden tun. Ich tue das Meine - ohne Entgelt.“ Andererseits musste sie mir erklären, dass die Bauern für jede Rettung bis zur Schweizer Grenze den Betrag von 6000 Mark forderten.
- 20 Wie sollte ich nun dieses Geld aufbringen? Es war eine Riesensumme, allerdings wurden inzwischen auf dem Schwarzen Markt auch Lebensmittel und Kleidungsstücke bereits zu Hunderten von Mark gehandelt. Es gelang irgendwie, das Geld zusammenzubringen, aber nun kam das zweite Problem: geeignete Papiere. Frau Meyer war bereit, wenn alle Voraussetzungen erfüllt wären, für die gesamte Gruppe den genannten Fluchtweg vorzubereiten.“
- 25 *Über einen Unteroffizier erhielt Jizchak Schwersenz einen gefälschten Reisepass für 4000 Reichsmark.*
- „Frau Meyer hatte inzwischen erreichen können, dass die Bauern in Singen bereit waren, statt Bargeld meine vier Koffer mit Anzügen und Wäsche in Zahlung zu nehmen, denn solche Textilien besaßen damals einen großen Wert. So wurden die Koffer, die ich bei verschiedenen Helfern aufbewahrt hatte, abgeholt und mit der Eisenbahn als Frachtgut nach Singen vorausgeschickt. Das Geld für den Pass wurde von anderen Helfern aufgebracht; Frau Dr. Abegg zum
- 30 Beispil stiftete mir einen wertvollen Ring. (...)

Fahrt nach Singen

- Am 12. Februar 1944 sollte ich zusammen mit Frau Wachsmann² in Singen eintreffen. Ich reiste als „Ingenieur der Luftwaffe Werner Obst“. Die Vorbereitungen nahmen einige Zeit in Anspruch, die ich zum Abschiednehmen nutzte. Es war ein schwerer Abschied, denn niemand
- 35 wusste, ob meine Flucht gelingen würde, und wenn ja, ob die Zurückgebliebenen nachkommen könnten. Wichtig war auch die Frage, was ich mitnehmen sollte. Ich wollte doch wenigstens einige persönliche Dinge (...) mit hinübernehmen, denn es war ungewiss, was mit den zurückgelassenen Sachen geschehen würde. Andererseits konnte ich mich und die ganze Gruppe gefährden, wenn man Papiere, Zeugnisse und die Briefe aus dem Chug Chaluzi³ bei mir fand. Ich wagte es dennoch und entnahm aus meinen bescheidenen Besitzgütern Zeugnisse, Berichte (...) Briefe und Fotos. (...) Auch von meinem Bestand an Wäsche und Kleidung wählte ich die wichtigsten Stücke aus; ich zog mich sehr dick an, um möglichst viel mitnehmen zu können: über die übliche Unterwäsche drei Hemden und zwei Pullover, ein Paar kurze und ein Paar lange Hosen,

¹ Tatsächlich waren die Fluchthelfer Arbeiter. Vermutlich gab Luise Meier absichtlich falsche Informationen, um Josef Höfler und die anderen Fluchthelfer zu schützen.

² Eine Jüdin, mit der Schwersenz fliehen wollte.

³ Eine Gruppe jüdischer Jugendlicher, die untergetaucht waren. Die Gruppe wurde von Jizchak Schwersenz geleitet.

- 45 eine Jacke und einen dicken Wintermantel. Es war gar nicht leicht, sich in solcher Verpackung fortzubewegen, aber bei der Kälte war ich wenigstens genügend gewärmt.
Endlich nahte der Tag meiner Abreise. (...) Um 19.46 Uhr sollte der D-Zug abfahren, mit dem ich zunächst bis Augsburg reisen sollte. Wir verabschiedeten uns vor der Bahnhofssperre - vielleicht für immer. (...) Frau Wachsmann war bereits früh nach Singen abgereist, und wir hatten
- 50 uns für den nächsten Morgen dort auf dem Bahnhof verabredet. Wäre einer von uns im Zug als Flüchtling geschnappt worden, so hätte der andere ebenfalls leicht in Gefahr geraten können, denn wir besaßen beide eine von Herrn Strunck angefertigte Bescheinigung mit der vorschriftsmäßigen Reiseerlaubnis. Der Zug war überfüllt. Bis Augsburg konnte sich kein Kontrollbeamter durch die Waggons hindurchzwängen. Aber eine Stunde nach der Abfahrt blieb der Zug auf offener Strecke stehen. Wir sahen durch die verdunkelten Fenster das Aufleuchten von Flakgeschützen und hörten Bombermaschinen über uns. Normalerweise fahren die Züge bei Luftangriffen weiter, diesmal standen wir, es war offenbar ein schwerer Angriff; eine aufregende halbe Stunde. Ich stellte mir vor, wie schrecklich es doch wäre, so kurz vor der Freiheit noch umzukommen - und obendrein durch eine Bombe der Alliierten, unserer Befreier!
- 55
- 60 Aber es passierte nichts, die Fahrt ging weiter, und völlig unbehelligt kam ich am frühen Morgen in Augsburg an, wo ich in den Zug nach Ulm umsteigen musste. Während dieser Fahrt musste ich meine Ausweispapiere vorzeigen, aber als der Beamte sah, dass er einen „Offizier der Luftwaffe“ vor sich hatte, ging er höflich grüßend weiter. Ich war froh, die erste „Probe“ ohne Unsicherheit überstanden zu haben.
- 65 In Ulm stieg ich zum zweiten Mal um. Es war jetzt taghell, und ich schaute gedankenvoll aus dem Fenster. (...) Plötzlich legte sich eine schwere Hand auf meine Schulter. Ich wandte mich erschrocken um, und vor mir stand ein Beamter, der mit den Worten: „Heil Hitler, Ihre Papiere!“ meinen Ausweis forderte. Ich weiß nicht, wie ich es schaffte, ruhig und gelassen zu bleiben und ihm ohne Zittern meinen Wehrmachtspass zu überreichen, aber ich überstand auch das, und weitere Kontrollen erfolgten im Zug nicht mehr.
- 70

In Singen und Radolfzell

- Während der Fahrt hatten mich ständig die Gedanken an Hertha Wachsmann gequält. War sie gut angekommen, hatte auch sie die Reise mit allen Kontrollen überstanden? War es ihr gelungen, die Bauern schon zu treffen und mit ihnen zu sprechen? Was hätte ich allein in einem fremden Grenzort tun sollen? Und was würde aus uns werden, wenn wir die Bauern verfehlten?
- 75 Doch Hertha stand wohlbehalten auf dem Bahnsteig. Sie empfing mich freudig und niedergeschlagen zugleich: Sie hatte nämlich die Bekanntschaft mit den Bauern schon hergestellt, die sich aber weigerten, uns schon in der kommenden Nacht an die Grenze zu führen. Es war Schnee gefallen, und unsere gemeinsamen Fußspuren hätten den Rückweg der Bauern gefährden können. Außerdem mussten erst noch weiße Tücher und Laken beschafft werden, um unsere
- 80 Gestalten in der hellen Winterlandschaft zu tarnen. Daher wollten uns die Bauern erst in der übernächsten Nacht an die Grenze bringen.
Welche Gefahr für uns, noch so lange in einem Grenzort zu warten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als die nächsten 24 Stunden auf irgendeine Weise durchzubringen. Wir gingen durch die Straßen, mal in ein Caféhaus oder in ein Kino, doch ich kann mich nicht mehr entsinnen, was wir dort gesehen haben. Die Nacht mussten wir wohl oder übel in einem Gasthaus verbringen.
- 85 Wir trennten uns wieder. Ich geleitete Hertha bis zu einem Hotel und fuhr dann die kurze Strecke nach Radolfzell am Bodensee, wo ich im Bahnhofshotel „Zur Sonne“ Quartier nahm. „Zur Sonne“ - welch ein verheißungsvoller Name. Aber wie unheimlich auch, ich kannte diese Gegend nicht und sah in der Abenddämmerung nichts als Nebel um mich her.
- 90 Es war bedrückend, dass die Gäste im Speisesaal sofort verstummten; sie hatten am Mantelrevers mein Wehrmachtsabzeichen gesehen und in der Manteltasche die SS-Zeitung „Schwarzes Korps“, die ich zur Tarnung bei mir trug. Ausgerechnet ich musste diesen Menschen als Repräsentant des Nazi-Regimes erscheinen, als Befürworter eines Terror-Staates auftreten, von dem

sie sich vielleicht schon längst losgesagt hatten. Denn in den letzten Kriegsjahren gab es unter
95 der deutschen Bevölkerung immer mehr Menschen, die Kritik zu üben wagten, wenn sie sich
unbeobachtet fühlten.

Passkontrolle

Ich hatte etwa sechs Stunden geschlafen, als ich mitten in der Nacht, um vier Uhr, durch starkes
Klopfen an der Tür geweckt wurde. Noch ganz verschlafen rief ich: „Ja bitte, was gibt es?“ Mit
scharfer Stimme kam die Antwort: „Gestapo, sofort öffnen!“ Mit Herzklopfen sprang ich aus
100 dem Bett und konnte vor Schreck nichts anderes denken, als dass schon alles schiefgegangen sei
und ich nun im letzten Moment noch entdeckt würde. Doch nach außen hin erwiderte ich mit einer
mir unverständlichen Ruhe: „Sofort - bitte warten Sie, ich ziehe mich erst noch rasch an!“
Ich glaubte nämlich, mich angezogen sicherer zu fühlen und auch besser zu wirken. Vor allem
hatte ich so auch noch einen Moment gewonnen, um meine Aktentasche mit allem verräterischen
105 ristischen Inhalt unter das Bett zu schieben. Danach, mit raschem Griff, öffnete ich die Tür und
sagte ebenso scharf: „Heil Hitler!“ Ich glaube bis heute, dass nur diese äußerste Verstellung
mich in jener letzten Nacht auf deutschem Boden gerettet hat. Denn wenn ein „deutscher Offi-
zier“ auch nachts um vier an nichts anderes als an seinen Führer dachte, so passte das ins Bild:
ins Bild der Menschen, die sich selbst zu einer Marionette machten, „gestählt“ und „gehärtet“
110 bis zur Unkenntlichkeit. So kalkulierte ich und behielt recht.

Der Gestapo-Beamte wies auf meinen Pass, den ich in der Portierloge abgegeben hatte, und
fragte, ob ich Werner Obst sei. Dann wollte er wissen, was ich hier in Radolfzell zu tun hätte.
Glücklicherweise hatte mich Frau Meyer auf solche Fragen vorbereitet, und so erwiderte ich ru-
hig: „Meine Familie in Berlin ist ausgebombt worden, daher will ich für meine Angehörigen
115 hier ein Notquartier bei Bekannten, bei Bauern in der Umgebung, besorgen.“ Auf weitere Fra-
gen konnte ich sogar den Namen und die Adresse eines bestimmten Bauern in einem kleinen
Dorf bei Singen nennen, den ich am Tag zuvor noch aus dem Telefonbuch ermittelt hatte. „Ich
habe aber den letzten Bahnanschluss dorthin verpasst und übernachtete hier in Radolfzell.“ Der
Gestapo-Beamte begnügte sich damit und ließ mich in Ruhe. Ich schloss die Tür und legte mich
120 wieder hin, konnte aber nicht mehr einschlafen, denn ich fürchtete jeden Moment eine weitere
Nachprüfung. Andererseits durfte ich das Gasthaus nicht zu früh verlassen, denn diese Eile wäre
erst recht verdächtig gewesen. Ich nahm also später in aller Ruhe noch meinen Frühstückskaffee
ein, den ich mit den letzten „Wehrmachts-Zuteilungsmarken“ bezahlte, und fuhr anschließend
nach Singen zurück, um Frau Wachsmann abzuholen.

Grenzübertritt bei Beuren-Büsslingen

125 Erst am Abend konnten wir die beiden Bauern treffen, die uns nun, mit Rucksack und Stöcken,
als Bergwanderer verkleidet, begleiteten. Wir mussten mit einem Personenzug noch eine Stunde
lang in einen anderen Ort fahren, wobei uns die Bauern durch das Fenster eine erhellte Linie
zeigten: die Grenzlinie zur Schweiz. Sie war damals bis zehn Uhr abends beleuchtet. Wie son-
derbar war dieser Anblick. Ich dachte an die Stelle im Buch der Tora, wo Moses vom Berg
130 Nebo aus das ersehnte Land zwar noch sehen, es aber nicht mehr erreichen kann. Immer wieder
hatte ich panische Angst, so kurz vor der Freiheit doch noch verhaftet zu werden. Auf dem
Bahnhof in Beuren-Büsslingen angekommen, informierten uns die Bauern, dass wir nun einen
Kilometer auf der Chaussee parallel zur Grenze zu laufen hätten, bis zum Dorf Büsslingen. Auf
dieser Chaussee fände stets eine Kontrolle statt; wir sollten dann das auswendig Gelernte hersa-
135 gen von einem Besuch bei jenem Bauern, wo wir Unterkunft für unsere Familie suchten. Frau
Wachsmann hatte für solche Fälle als meine Tante - Tante Hertha - zu gelten. Diese Kontrolle
blieb wunderbarerweise aus.

In Büsslingen wurden wir in die offene Scheune eines Bauernhauses geführt mit der Anweisung,
dort zu warten, bis die beiden zurückkämen, denn sie selbst müssten jetzt erst einmal das Gebiet
140 auskundschaften. Die halbe Stunde Wartezeit wurde uns zur Ewigkeit. Wir rührten uns nicht,

wagten nicht zu sprechen oder zu husten, und bangten um die Rückkehr der Männer. Endlich Schritte - aber es gingen nur fremde Leute vorbei. Dann endlich doch die beiden Bauern, sie bedeuteten uns, still hinter ihnen herzugehen. Wir tippelten durch den Schnee, und sie brachten uns bis zu einem tiefverschneiten Obstgarten. Hier überreichten wir den beiden auf ihre Aufforderung hin unsere Pässe zur Rücksendung nach Berlin. Sie zeigten uns genau die Richtung des kurzen Weges, den wir nun allein zu gehen hätten, und ermahnten uns, nicht zu sprechen und die weißen Leinentücher umzuhängen. Nach einer halben Stunde waren wir schon an der Grenze. Mit einem kurzen Gruß und Dank verabschiedeten wir uns von den Bauern und zogen los.

In der Schweiz

150 Zunächst musste ein steiler Hang erklommen werden, da wir die Grenze am Berg überschreiten sollten. Auf halber Höhe - das deutsche Zollhaus lag bereits ein Stück unter uns, wir hörten in einiger Entfernung noch die Schritte des auf und ab patrouillierenden Postens - erklärte Hertha Wachsmann stöhnend, sie könne nicht mehr weiter. „Geh du allein. Du bist noch jung und wirst es schaffen. Ich aber habe nichts mehr zu verlieren.“ Ich war äußerst bestürzt, denn nie hätte ich es fertiggebracht, die Kameradin so kurz vor dem Ziel einfach im Stich zu lassen. Ich flüsterte ihr zu, dass sie jetzt nicht den Mut verlieren dürfe und dass sie sich unbedingt noch einmal aufraffen müsse. Während ich die ermattete Frau zu ermutigen suchte, beobachtete ich unentwegt den deutschen Grenzposten. Man hatte uns angewiesen, notfalls durch den Schnee zu kriechen, falls die Deutschen auf uns aufmerksam würden. Tatsächlich sank die schwere Frau nun in den Schnee ein. Ich zog und schob sie weiter, nahm ihr sämtliches Gepäck ab, das sie liegenlassen wollte. Mühselig schlepten wir uns weiter.

Grenzstraße und Zollhaus entschwanden unseren Blicken, und nach einer weiteren halben Stunde dachten wir an den Abstieg. Aber wir fürchteten, noch nicht auf Schweizer Boden zu sein, denn wir hatten oft gehört, dass Flüchtlinge, die sich schon in Sicherheit glaubten, sich an der unregelmäßig verlaufenden Grenzlinie verirrt hatten und wieder auf deutsches Gebiet zurückgeraten waren. Man hatte uns davor gewarnt, in der Schweiz zu nah an der Grenze zu bleiben, denn Hunderte von illegalen Grenzübergängern waren von Schweizer Offizieren den Deutschen wieder ausgeliefert worden. Allerdings wussten wir nicht, dass die Schweizer Öffentlichkeit inzwischen heftig gegen dieses Verfahren protestiert hatte und mit einer Auslieferung nicht mehr zu rechnen war. Es war spät, die Grenze abgedunkelt, und die ganze Umgebung lag in tiefer Finsternis.

Irgendwann sahen wir von ferne ein Dorf vor uns. Langsam stiegen wir hinab, kamen zu den ersten Häusern. Ich bat Hertha, hinter einem Baum zu warten, um mich erst selber zu orientieren. Vorsichtig ging ich an das erste Haus heran und fand dort zu meiner unbeschreiblichen Freude ein Plakat des Turnvereins „Helvetia“ angeschlagen. Ich lief zu Hertha zurück, wir warfen die Leinentücher ab - wir standen auf Schweizer Boden und waren so glücklich, dass wir uns umarmten und küssten. Aus vollem Herzen sagte ich: „Gelobt sei Gott, der uns hat leben lassen und uns erhalten hat und uns erreichen ließ diese Zeit!“ Wir weinten dann bitterlich in Gedanken an alle, die wir verloren hatten.

180 Hertha Wachsmann und ich gingen Arm in Arm durch die helle Mondnacht in den Ort Thayngen. Ich hatte mir bereits aus einem Schulatlas eine kleine Skizze abgezeichnet, um mich in der Schweiz orientieren zu können. Auch einen Kompass hatte ich bei mir. Wir waren zwar erleichtert, in der Schweiz zu sein, wollten aber noch in derselben Nacht über Schaffhausen in die Großstadt Zürich gelangen, um dort (...) so bald wie möglich zur dortigen Jüdischen Gemeinde zu gehen.

Aber es kam alles ganz anders. Gegen Mitternacht waren wir in Thayngen und bekamen dort tatsächlich noch einen Zug nach Schaffhausen. (...) In Schaffhausen stellte sich heraus, dass ein Zug nach Zürich erst am nächsten Morgen fuhr. Da der Wartesaal des Bahnhofs abgeschlossen wurde, wollten wir den Rest der Nacht in einer Straßenbahnwarte Halle vor dem Bahnhof verbringen. So oft hatten wir eine „Straßennacht“ überstanden, sagten wir uns, das konnten wir nun

auch hier.

In Schaffhausen

Aber wir hatten falsch gedacht. Wir hatten nicht mit der braven Bürgerlichkeit einer Schweizer Kleinstadt gerechnet, deren Straßen am Abend wie ausgestorben sind. Schon nach wenigen Minuten kam ein Polizist auf uns zu und fragte, was wir hier noch machten. Ich antwortete, in
195 reinstem Hochdeutsch natürlich: „Wir sind aus Zürich, haben den letzten Zug versäumt und warten jetzt hier auf den nächsten“. Aber welcher Schweizer würde in der Wartehalle eines Bahnhofs übernachten? Der Mann glaubte uns also nicht und erwiderte ironisch: „Ich werde euch schon ein Nachtquartier zeigen!“

Er brachte uns auf die städtische Polizeiwache, wo wir in barschem Ton verhört wurden. Wir
200 versuchten, unsere Situation zu erklären, zeigten unsere jüdischen Kennkarten; aber die Lüge, zu der wir gegriffen hatten, wurde uns scharf vorgehalten, und man zweifelte nun auch an der Wahrheit. Es wurde uns alles abgenommen wie verhafteten Verbrechern, man nahm unsere Fingerabdrücke und fotografierte uns. Dann kam jeder in eine karge Zelle, und ich hörte nur noch Herthas Weinen.

Das war also unsere Aufnahme in die Schweiz. Welch bittere Enttäuschung, jetzt in einer dunklen Zelle zu sitzen, in der furchtbaren Angst, an die deutschen Behörden ausgeliefert zu werden, Wie man es uns angedroht hatte. Wir saßen einige Tage im städtischen Gefängnis und wurden dann unter Polizeibewachung in das Kantonsgefängnis von Schaffhausen überführt. Wieder die gleiche Prozedur: Fragen, Verhöre, das Essen durch die Luke - wir blieben hinter Schloss und
210 Riegel. Am meisten erregte mich die Frage: „Weshalb sind Sie hierhergekommen?“ Ich habe nicht begriffen, wie eine solche Frage möglich war. Nebenan das Dritte Reich - hier diese Frage. Und das im Jahr 1944.

Wir fürchteten jeden Moment unsere Auslieferung, denn wir wussten noch nicht, und man sagte uns auch nicht, dass die schweizerische „Rückstellungspraxis“ durch das Einwirken der Presse,
215 der Kirchen und einzelner Politiker inzwischen zurückgenommen worden war.

Am nächsten Nachmittag aber öffnete sich die Zellentür, und herein kam ein kleiner, älterer Herr, der freundlich lachte und zwei große Tüten mit Orangen in der Hand hatte. „Mein Name ist Gideon“, sagte er, „ich bin Präsident der jüdischen Cultusgemeinde Schaffhausen.“ Er war geschickt worden, um zu prüfen, ob wir wirklich Juden waren. Mit ihm konnte ich frei und
220 offen sprechen und natürlich jeden Zweifel ausräumen. Herr Gideon ging noch einmal fort, um uns dann am Abend für zwei Stunden zu einem Essen abzuholen, dem ersten richtigen Essen nach Jahren, in einem Restaurant. Der Stadtpräsident von Schaffhausen, Herr Bringolf, hatte dazu eingeladen und kam persönlich.

Er entschuldigte sich im Namen des Schweizer Volkes für die Unbill, die uns von Seiten der Behörden widerfahren war und erklärte uns auch, wieso es dazu kam: „Wir konnten uns hier in der Schweiz nach allem, was man von den Vorgängen in Deutschland gehört und gelesen hat, nicht vorstellen, dass Juden dort überhaupt noch existieren; um so weniger, dass es einem von ihnen
225 gelingen könnte, lebendig aus Deutschland herauszukommen.“ Es war ein beeindruckendes Gespräch, und wir wussten nun endlich: Uns kann nichts mehr passieren.

Am nächsten Tag wurden wir aus dem Gefängnis entlassen und in das Flüchtlingslager Ringlikon auf dem Uetli-Berg bei Zürich gebracht. Wir mussten in Zürich umsteigen und eine halbe Stunde bis zum Vorortbahnhof Selnau durch die Stadt laufen. Für Hertha und mich war dieser Fußweg wie ein Gang durch das Paradies: nirgends eine Ruine, nicht ein zerschossenes oder
230 ausgebombtes Haus, gepflegte Straßen, gut angezogene Menschen, beleuchtete Läden, Kioske voll mit Obst.

(Auszüge aus: Jizchak Schwersenz, Die versteckte Gruppe, Wichern-Verlag Berlin 1988, S.154-166.)

Arbeitsphase 1 (arbeitsteilige Gruppenarbeit)

1. Stellt die Arbeitsweise des Fluchthilfe-Netzwerkes mit Hilfe einer Tabelle dar:

-Welche Personen sind beteiligt?

-Welche Flucht-Etappen gibt es?

- Welche Verkehrsmittel werden benutzt? -Wo/ wie erfolgt der Grenzübertritt?
- Welche Gefahren/ Risiken gibt es für die Fluchthelfer und Jizchak Schwersenz?
- Was passiert nach der Flucht?

Flucht-Etappe	Orte/ Verkehrsmittel	Beteiligte Personen	Gefahren/ Risiken
1. Treffen bei	Wohnung Luise Meier		

2. Warum halfen Luise Meier und die weiteren Fluchthelfer Juden? Arbeitet heraus, was wir über die Motive erfahren.

Arbeitsphase 2 (arbeitsteilige Gruppenarbeit)

Gestaltet in arbeitsteiliger Gruppenarbeit

- a) einen kurzen Vortrag zu eurer Quelle und
- b) ein Rollenspiel, ein Hörspiel oder einen inneren Monolog zu Lotte Kahles Flucht.

Zu a) Der Vortrag sollte die wesentlichen Informationen aus Arbeitsphase 1 in etwa 2 Minuten präsentieren.

Zu b) Zu einer besonders eindrücklichen Episode aus Jizchak Schwersenz' Flucht sollt ihr ein kurzes Rollen-, Hörspiel oder einen inneren Monolog erfinden. Darin sollt ihr wesentliche Gedanken der Flüchtenden, gefährliche Szenen während der Flucht oder ein wichtiges Gespräch zwischen Jizchak Schwersenz und den Fluchthelfern darstellen. Geht dabei von Informationen der Quelle aus! Die Präsentation eurer Darstellung sollte 3 Minuten nicht überschreiten.